


Nr. 19. Posen, den 7. Mai. 1893.

# Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.
Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)



## VII.

### Offenbarungen.

„Höre!" sagte eine Stimme, als er auf das Bett zuschritt, in dem die Gräfin Rionuevo lag.

„Ah! bist Du es?" rief der Jüngling aus, den Tod erkennend. „Hat sie schon ausgehaucht?"

„Wer?"

„Die Gräfin Rionuevo."

„Nein."

„Warum verläßt Du sie denn?"

„Ich habe sie nicht verlassen, mein Freund, aber wie ich Dir schon früher sagte, so bin ich zur nämlichen Zeit an verschiedenen Orten und nehme verschiedene Formen an."

„Nun wohl . . . und was wünscht Du jetzt von mir", fuhr Gil mit einem gewissen Widerwillen fort, als er diese Worte vernommen.

„Ich habe eine andere Gunst für Dich erwirkt."

„Sprich! Was für eine."

„Weißt Du, daß Du es an der mir gebührenden Achtung fehlen läßt?" sagte der Tod mit großer Langsamkeit und gerunzelter Stirn.

„Das ist nur zu natürlich . . ." entgegnete Gil Gil, „das Vertrauen . . . die Mitschuld . . ."

„Welche Mitschuld? . . ."

„Nichts! ich spiele auf ein Gemälde an, das ich gesehen habe, als ich noch ein Kind war. Es stellte die Heilkunde dar. In einem Zimmer befanden sich zwei Personen, oder um deutlicher zu sein, ein Mann und ein Kranker. Der Arzt, der das Zimmer mit verbundenen Augen betreten hatte, hieb mit einem Knüttel, den er in der Hand trug, blindlings auf den Kranken und seine Krankheit . . . Ich entsinne mich nicht mehr genau, wer zuerst das Opfer der Schläge wurde . . . ich glaube der Kranke."

„Hübsche Allegorie!"

„Ja . . . aber laß uns gehen! Die Leute werden sich wundern, mich allein mitten im Zimmer stehen zu sehen."

„Lasse sie! Sie werden sich einbilden, daß Du nachdenkst, oder eine Eingebung erwartest . . . Höre mir einen Augenblick zu. Du weißt, daß mir von Rechts wegen die Vergangenheit gehört und daß ich Dir von ihr erzählen darf. Nicht so mit der Zukunft."

„Weiter! Weiter!"

„Gedulde Dich ein wenig! Du wirst zum letzten Male mit der Gräfin Rionuevo sprechen und ich muß Dir daher eine gewisse Geschichte erzählen."

„Es ist unnöthig; ich vergebe der Frau!"

„Einfaltspinsel! es handelt sich um Helene", fuhr der Tod fort.

„Wie?"

„Es handelt sich darum, daß Du adlig bist und sie heirathen kannst."

„Ich bin schon von Adel. König Philipp V. hat mich zum Herzog ernannt. Monteclaro würde sich nicht mit einem hergelaufenen Menschen begnügen."

„Für ihn sind Ahnen nothwendig."

„Wie?

„Und ich will Dir sagen, daß Du der letzte Sproß der Rionuevo bist."

„Ja . . . doch . . . ein Kind des Ehebruchs."

„Du irrst Dich! Das rechte Kind."

„Sei es! . . . doch wer kann es mir beweisen?"

„Das will ich gerade thun!"

„Nun, so sprich!"

„Höre und unterbrich mich nicht . . . Die Gräfin ist der böse Geist Deines Lebens . . ."

„Das weiß ich längst."

„Sie hält Dein ganzes Glück in Händen."

„Ach! wie lange schon."

„Jetzt kann aber die Gelegenheit kommen es ihr zu entreißen!"

„Auf welche Weise!"

„Das wirst Du sehen... Da Dein Vater Dich liebte..."

„Ach! er liebte mich sehr," rief Gil bewegt aus.

„Ich habe Dir gesagt, daß Du mich nicht immer unterbrechen sollst. Da Dein Vater Dich also sehr liebte, verließ er die Welt nicht, ohne ernstlich über Deine Zukunft nachzudenken."

„Wie so? Der Graf starb ohne ein Testament gemacht zu haben."

„Woher nimmst Du das an?"

„Das ist allbekannt."

„Diese Annahme ist eine Erfindung der Gräfin, um sich in Besitz des ganzen Vermögens ihres verstorbenen Gatten zu setzen und um einen ihrer Neffen zum Erben zu wählen."

„Oho!"

„Ruhe! noch kann alles geordnet werden. Dein Vater besaß eine Erklärung von Crispina Lopez und eine andere von Juan Gil, außerdem einen gerichtlichen Beweis, aus denen vollkommen erhellt, daß Du der natürliche Sohn des Grafen Rionuevo und Crispina Lopez bist, gezeugt, als beide noch ledig waren. Dies bekannte Dein Vater auf seinem Sterbebette einem Pfarrer und einem Notar, die ich beide genau kenne. Gewiß ist, daß der Pfarrer ... doch das darf ich Dir nicht sagen. Der Fall steht fest, das der Graf Dich zu seinem Universalerben einsetzte, was er um so leichter thun konnte, weil er keine andern Leibeserben besaß. Ich will mich nicht näher bei der liebevollen Sorgfalt aufhalten, mit welcher Dein guter Vater noch am Rande des Grabes den Grundstein zu Deinem zukünftigen Glücke legte."

„Oh, mein Vater," murmelte Gil Gil.

„Höre weiter. Es ist Dir bekannt, daß den Graf, Deinen Vater und den Herzog von Monteclaro eine innige Freundschaft verband; sie waren im Erbfolgekrieg Waffenbrüder gewesen . . ."

„Ja, das weiß ich."

„Nun wohl", fuhr der Tod fort, „Dein Vater hatte Deine Liebe zu Helene bemerkt und wenige Augenblicke vor seinem Tode ein ausführliches, schmerzliches Schreiben an den Herzog verfaßt, in welchem er ihm alles offenbarte und für Dich um die Hand seiner Tochter bat."

„Und dieses Schreiben?" fragte Gil Gil in höchster Erregung.

„Dieses Schreiben allein hätte dem Herzog genügt, um Dich schon vor Jahren zu seinem Eidam zu machen . . ."

„Wer hat den Brief?" rief der Jüngling, vor Liebe und Zorn zitternd.

„Dieser Brief hätte Dich enthoben mit mir in Verbindung zu treten . . ." fuhr der Tod fort.

„Oh, sei nicht grausam!" flehte der Jüngling, „existirt jener Brief noch?"

„Ja, er ist vorhanden, die Gräfin hat ihn unterschlagen."

„Oh —" rief Gil Gil und machte einen Schritt nach dem Sterbebette zu.

„Hoffe!" sagte der Tod. „Die Gräfin hat auch das Testament ihres Gemahls aufbewahrt, welches sie beinahe meinen Händen entrissen hat . . ."

„Den Deinen?"

„Ja, da der Graf schon halb todt war, so sage ich meinen Händen. Was den Pfarrer und den Notar anbelangt, so werde ich Dir sagen, wo sie wohnen; ich glaube, daß sie die Wahrheit bekennen werden."

Gil Gil war nachdenklich und schaute die düstre Gestalt an, dann sagte er tief bewegt:

„Ach, welches Glück hängt von diesen Dokumenten ab."

„Morgen schon kannst Du Helene heirathen."

„Oh, mein Gott!" flüsterte der Jüngling und schritt auf das Bett zu.

Doch wieder wandte er sich dem Tode zu.

Die Höflinge verstanden nicht, was in Gil Gils Herzen vorging. Sie glaubten, er hätte eine jener geheimnißvollen Visionen, denen er die Erfolge seiner Kunst verdanke, doch war das Grauen, welches er ihnen einflößte, so groß, daß keiner ihn zu stören wagte.

„Sage mir", begann der Exschuster, indem er sich seiner Todfeindin näherte, „warum hat eigentlich die Gräfin jene Papiere nie vernichtet?"

„Weil die Gräfin, wie alle Verbrecher, abergläubig ist; sie fürchtete vielleicht eines Tages zu bereuen und ahnte, daß dann jene Papiere ihr Paß für die Ewigkeit sein könnten ... Schließlich ist es bekannt, daß kein Sünder alle Fußtapfen seiner Verbrechen vertilgt, weil er befürchtet, es in der Todesstunde zu bereuen, und dann nicht mehr auf ihnen zurückgehen kann, um den Pfad der Tugend zu betreten. Ich wiederhole Dir, jene Papiere sind vorhanden. Doch Du wirst noch andere Hindernisse zu überwinden haben."

„Welche?" drängte Gil Gil, der noch immer daran zweifelte, daß ihm der Tod sein Glück verschaffen könne.

„Helenes Hand ward von ihrem Vater dem Neffen der Gräfin, dem Vizegrafen Daimiel versprochen."

„Wie! liebt sie ihn?"

„Was ebenso viel heißt, sie wird ihn in zwei Monaten heirathen."

„Gott! So ist alles umsonst!" rief Gil Gil in höchster Verzweiflung.

„Sie wird Dein! doch nicht ohne mich. Ich sagte Dir ja schon an den Pforten dieses Palastes, daß ich gekommen sei, um eine Heirath zu nichte zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

# Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)



Heller überlegt, ob er Jemand zu Rathe ziehen soll, etwa Butterweck. Aber der ganze Gegenstand kommt ihm so schnurrig vor — es ist unbehaglich, davon zu sprechen. Er geht zu Justizrath Auer und läßt den Kontrakt von diesem durchsehen; der findet ihn juristisch korrekt, kann auch keine Hinterthür entdecken.

Eines Abends unterschreibt Heller mit raschem Entschlusse und schickt den Kontrakt ab. So recht wohl ist ihm hinterher gar nicht.

Der einzige seiner Schuldner, an den er mit reinem Vergnügen denkt, ist der ehemalige Student, jetzige Kandidat der Theologie und Hauslehrer; der schickt jetzt pünktlich, mit rührendem Dankesausdruck, seine Zinsen.

Sein Schwager scheint nicht eben viel Seide zu spinnen, die Schwester klagt in ihren Briefen, daß derselbe immer ungenießbarer werde, den Kopf voll habe; er hätte das Spekuliren lassen sollen! Heller hat ihm schon 5000 Mark Depotwechsel für die Kreditbank girirt.

* * *

Der Prozeß wider den Kapellmeister zieht sich durch die Gerichtsferien bis zum Herbst hin.

Dieser verhängnißvolle Herbst!

Heller hat seinem Schwager geschrieben, daß er zum 1. Oktober die 10,000 Mark aus dem Compagniegeschäft zurückbekäme, aber Nichts von der neuen Geschäftsverbindung erwähnt.

An einem der letzten Septembertage kommt er des Abends ermüdet nach Hause. „Ein Herr ist oben," empfängt ihn Fräulein Minna in der Thür, „er sagt, er sei ihr Schwager, und ich habe ihn hinauf geführt."

Dem Glücklichen ahnt etwas.

„Guten Abend, Fritz, was in aller Welt führt Dich her? Und wie siehst Du aus?"

Der arme Schwager fängt plötzlich an zu schluchzen, bezwingt sich aber gewaltsam. „Es geht mir schlecht, Stephan; kurz und gut: ich habe mich verspekulirt. Ich hätte meine Hände von dieser ganzen Sache lassen sollen; es ging mir gut genug."

„Ja, wie so denn? Erzähle doch!"

„Was soll ich da viel erzählen: ich habe am Ersten 5000 Mark zu zahlen und besitze sie nicht, weiß nicht, wie ich sie auftreiben soll."

„Doch nicht Börsengeschäfte?"

Der Schwager nickt trübe.

„Aber, Mensch, wie kannst Du solchen Unfug treiben . . ."

„Stephan, was soll ich machen — sie versteigern mir mein Grundstück, Alles was ich habe."

„Und meine Hypothek?"

„Ich habe darauf 5000 Mark genommen, so hoch wie Du mir Wechsel gegeben. Wenigstens 4000 sind nicht verloren, ich habe sie als Vorschuß auf die nächstjährige Ernte gegeben und hoffe ein gutes Geschäft damit zu machen; 1000 hat mein Bankier in Berlin bekommen, sie sind hinüber."

„Und auf die Hypothek bekommst Du nichts mehr?"

„Nein, rette mich, Stephan, Deine arme Schwester — am Ersten bekommst Du ja 10,000 Mark — ich verdiene Alles wieder, wenn ich den Börsenschwindel lasse . . ."

„Ja, mein Gott, ich brauche aber die 10,000 zu einem andern Geschäft! Ich habe mich verpflichtet, sie zu zahlen, sonst kostet mich die Sache 10,000 Mark Konventionalstrafe! O, Du Unglücksmensch!"

Heller geht in äußerster Aufregung auf und ab. Da ist ja keine Aussicht auf Rettung! Eine Anzahl Kombinationen fliegt wie ein Durcheinander von Schwalben in seinem Kopf. Zu leihen versuchen — da — dort . . . Unsinn! Kein Mensch hat 5000 Mark für ihn liegen. Versuchen, von dem Geschäft zurückzutreten — sich über eine Abfindung mit dem Büchsenmacher einigen . . . Wieder Unsinn! Der Mann wird kein solcher Narr sein, auf die 10,000 zu verzichten. Er hat ja bei dem Geschäft nichts zu riskiren. Teufel hinein . . . was thun? Ein verwünschtes Zusammentreffen von Verlegenheiten . . .

Ah, ein Lichtblitz!

„Warte hier, ich werde gehen und ein Telegramm abschicken."

„Was willst Du thun?"

„Nachher — jetzt laß mich!"

Stephan Heller zieht rasch den Ueberzieher wieder an, greift zum Hut und stürzt hinaus.

Auf dem Telegraphenamt giebt er ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort an den Büchsenmacher auf: „Müssen 10,000 Mark sofort baar gezahlt werden? Wäre mir fatal. Anzahlung erwünscht." Dann kehrt er zu dem Unglücksschwager zurück.

„Nun erzähle bloß, Mensch, wie Du dazu gekommen bist, Dich in diesen Schwindel einzulassen!"

Die alte Geschichte! Er ist mit Leuten in Verkehr gekommen, die Glück in Differenzgeschäften gehabt — man hat ihn ermuthigt — der Bankier giebt auf kleine Einlagen reichlich Kredit . . . er hat auch Anfangs gewonnen, und mit einem Male liegt er drin, hat verloren, was er am reellen Getreidehandel verdient, und Schulden obendrein.

„Nun, vielleicht wird's! Aber Ehrenwort, daß Du nie wieder Differenzgeschäfte machst!"

„Auf Ehrenwort — nie! Ich habe ein Haar darin gefunden."

Die Männer werden ruhiger, Heller erzählt von der Lieutenantsscheere; der Schwager meint auch: das könne ein großes Geschäft werden.

Endlich: der Telegraphenbote.

„6000 Mark Anzahlung am Ersten."

Gott sei Dank! Es ist zwar nicht abzusehen, wie es nachher werden soll mit den 4000 Mark, aber im Augenblick ist doch Rath geschafft.

„Kannst Du nicht die vorausbezahlten 4000 Mark zurückbekommen, Fritz?"

„Daran ist nicht zu denken."

„Auch nicht mit Verlust? Vielleicht die Forderung cediren?"

„Hm! Ich will's versuchen. Ich denke aber, es ist jammerschade, ich weiß nicht, womit ich nachher kaufen soll, und hier wäre wirklich zu verdienen."

„Versuche wenigstens, eine Zusage zu erlangen, ohne Dich zu binden. Es ist für den Fall, daß nichts weiter übrig bleibt. Ich darf unter keinen Umständen mit der Konventionalstrafe hineinfallen."

Der Schwager bekommt für die Nacht ein Lager auf dem Sopha. Am folgenden Tage geht Heller zu Simmler und fragt, ob er schon Abrechnung gemacht. Er ist kühl, Simmler auch, wie zwei Puppen sagen sie „Du" zu einander.

„Jawohl. Du kannst jeden Augenblick das Geld haben. Es hat 2500 Mark ungefähr Gewinn für dich abgeworfen. Die Zinsen doch gleich mit?"

„Wenn Du mir's geben willst? Selbstverständlich mit Vorbehalt — ich muß doch die Abrechnung prüfen."

Heller bekommt 12,600 Mark. Davon giebt er dem Schwager 5000; 2000 legt er zur Deckung des Wechsels zurück, der am 1. Oktober fällig ist. Gott sei Dank, es fehlen nur 400 Mark zur Anzahlung! Nun — diese werden doch aufzutreiben sein!

„Hältst Du es nicht für möglich, daß Du auf die Hypothek noch 400 Mark bekommst, Fritz?"

„Ich muß es eben probiren. Ich denke, 400 schlage ich noch heraus."

„Meine 5000 Mark Wechsel liegen doch ruhig im Depot?"

„Jawohl, ich habe das Geld gleich auf drei Jahre genommen."

„So werde ich Dir gleich noch einen auf 400 Mark mitgeben. Kannst Du ihn nicht versilbern, so schick' ihn wieder. Biete Alles auf — ich werde mich auch umthun. Ich muß die 400 bis zum Ersten haben."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Ein Jude König von Polen?

Von S. A. Ptaszynski.

(Schluß.)



Der Andreas Skorolski hatte auch noch ein gülden Ring bei sich, welchen er mit zwei goldenen Portugalesern in die Stiefel geworfen und also der Räuberei der Banditen entzogen. Alle diese Sachen habe ich ihm aufgetragen und daneben Alles, was uns widerfahren war, erzählt, begehrend, er solle uns 100 Kronen vorstrecken und so lange diese Sachen, bis er von uns bezahlt wäre, zu Pfand halten, darein er gern verwilligt. Aber nachdem wir die Schulden alle abbezahlt und die Geleitsleute befriediget, im Wirthshaus für den Tisch und Pferd auch ausgezahlt, blieb uns nichts von diesem Geld zur künftigen Reise übrig. Wiewohl ich mir fürgenommen, Georgium Kos, um Geld zu holen, nach Venedig abzufertigen, weil zum Geringsten acht Tage hätten darauf gehen müssen, ehe er denn zurück könnte, die Wirthin aber ohne Unterlaß mit Gefängniß uns drohte, habe ich abermals zum vorigen Faktor mich begeben, noch andere 100 Skuten oder Kronen von ihm zu entlehnen. Er, wiewohl die oben genannten Sachen von uns zum Pfand empfangen und uns für gute Leute hielt, hat doch allerdings, wie hernachmals gründlich bekannte (quod postea ipsemet fatebatur) uns nicht vertraut. Wie aber ihm von mir päpstliche Patenten, desgleichen Königs Stephani von Polen und des Herzogs von Venedig Brief, gezeiget worden und daraus meine Gelegenheit und Stand vernommen, von welches Zunamen und Geschlecht er zuvor auch etwas gehört, hat er allgemach meinen Worten etwas bessern Glauben zugestellt. Neben diesem habe ich ihm auch etlicher fürnehmer Kaufherrn zu Venedig Brief mit eigner Hand unterschrieben und gewöhnliche Petschaften untersiegelt, darin sie ihren Dienern in Syrien, Egypten und Cypern anbefohlen, mir eine Summe Gelds zu verschaffen, welche sich auf etliche Tausend Zechinen erstreckte, sehen lassen, darauf er desto mehr angefangen uns zu glauben. Denn wie hernachmals bekannte (ut postea ipse dicebat), deren Fürsten Patenten stimmten ganz genau überein mit der Kaufherrn Wechselbriefen in meinem Namen und Zunamen. Hat derowegen noch andere 100 Kronen oder Skutalos uns vorgestreckt, also nach Abschaffung der Geleitsmänner und Abzahlung, was in der Herberge aufgegangen, habe ich eine Kutsche mit vier Rossen bestellt, auf welcher wir am 27. März des Morgens früh von dannen gefahren.

Damit endet der uns interessirende Theil des Briefes. Man mag noch so unbefangen sein, so erhält man den Eindruck, daß es

sich in beiden Berichten in der That um dieselben Personen und dasselbe Vorkommniß handelt. Sieht man etwas genauer zu, so bemerkt man freilich, daß die Begegnung in der Oxforder Handschrift nach Padua verlegt wird, während sie in Wirklichkeit in Ancona stattgefunden hat, was räumlich betrachtet ein Unterschied von mehreren Tagereisen ist. Aber man wird in einer Erzählung, die, bevor sie zum ersten Male niedergeschrieben wurde, sich gewiß hundert, vielleicht zweihundert Jahre von Mund zu Mund fortgepflanzt hat, über einen geographischen Widerspruch unschwer hinwegsehen. Zwar kann der Samuel Juda, wenn er in Venedig und Padua Rabbi war, wie die Handschrift behauptet, es nicht gut auch noch in Ancona gewesen sein — wenigstens nicht zu derselben Zeit. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß er sich im Auftrage eines Venetianischen Großkaufmanns zeitweise dort aufgehalten hat.

Abgesehen von dieser Verschiedenheit der Lesarten, die an sich nicht sonderlich ins Gewicht fallen kann, stimmt die Oxforder Handschrift mit der Reisebeschreibung aus der Feder des Fürsten, insbesondere in Bezug auf die erste Begegnung der beiden Männer und die Umstände, unter denen dies geschah, auffällig überein. Denn auch der Umstand, daß die Handschrift nichts von den Banditen und der Ausplünderung, auch nichts von dem eigentlichen Zweck der Reise erwähnt, sondern nur von einer „großen Reise“ schlechtweg spricht, muß nebensächlich erscheinen. Dasselbe gilt von der Uebertreibung, deren sich die Handschrift schuldig macht, indem sie den Fürsten Radziwill einen „mischne l'melech“, oder wie die Uebersetzung sagt, einen „Vizekönig des Reiches“ nennt — eine Bezeichnung, die in keiner Beziehung gerechtfertigt erscheint. Ferner bestand das Gesetz, wonach der Mörder eines Juden mit dem Tode bestraft wurde, bereits seit zwei Jahrhunderten (seit Kasimir dem Großen) in Polen, konnte also nicht erst durch Saul „in das königliche Archiv“ (!) eingeschrieben, oder auch nur zu seiner Zeit erlassen werden.

Aber alle die bisher genannten äußeren Ungenauigkeiten, Trübungen und phantastischen Uebertreibungen wären nicht im Stande, die Glaubwürdigkeit der Oxforder Darstellung zu erschüttern. Sie sind im Gegentheil vielleicht geeignet, der Handschrift den Stempel einer gewissen originalen Naivetät zu verleihen und sie vor dem Verdachte, sie könne eine Fälschung sein, zu schützen.

Aber allerdings fehlt selbst bei der wohlwollendsten Gegenüberstellung der beiden Berichte streng genommen jeder Nachweis dafür, daß der „Faktor“, von dem der Fürst spricht, ohne ihn bei Namen zu nennen, wirklich der Rabbi Samuel Juda, also der Vater des Saul Wahl gewesen ist und daß es sich auch in dieser Beziehung in beiden Berichten um dieselbe Person handelt. J. Caro*) legt zwar ein Hauptgewicht auf die zweimalige Versicherung in dem Berichte des Fürsten: „wie hernachmals bekannte“**) und zieht daraus den Schluß: es stehe fest, daß der Fürst mit dem gedachten Faktor noch später in Berührung gekommen sei, — direkt oder indirekt — denn der wiederholte Hinweis auf eine spätere Zeit deute bestimmt und sicher darauf hin. Bei aller Achtung jedoch vor der Gründlichkeit dieses Forschers ist darauf das Folgende zu erwidern:

Wie aus der Vorrede zu der Braunsberger Ausgabe von 1601 zu ersehen ist, hat der Fürst diesen seinen letzten Brief allerdings bereits nach seiner Rückkehr nach Hause niedergeschrieben. Da aber die ersten drei Briefe thatsächlich während der Reise geschrieben waren, so läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß der Fürst auch diesen letzten Brief nicht etwa erst nach Jahr und Tag, sondern unverzüglich nach seiner Rückkehr zu Papier gebracht hat, wie es sich denn überhaupt um wirkliche, an einen intimen Freund gerichtete Briefe gehandelt hat, die zur Veröffentlichung gar nicht bestimmt waren.***) Zur Stunde also, als der Fürst den letzten Bericht niederschrieb, konnte er ganz unmöglich bereits von Neuem mit dem Geldgeber aus Italien — weder direkt, noch indirekt — in Berührung gekommen sein, wie Caro annimmt. Die Bemerkung über das spätere Zugeständniß des Faktors kann sich also nur auf die Zeit während und unmittelbar nach Abschluß des Geschäftes beziehen und der Sinn der Stelle ist folgender. Das zweite Mal wollte uns der Mann, wiewohl er das Pfand von uns in Händen hatte, kein Geld weiter geben, weil er uns doch nicht recht traute, was er nachher selbst eingestand. Erst nach Vorlegung der Geleitbriefe und der von Venetianischen Kaufherren ausgestellten Geldanweisungen, die er mit den Geleitbriefen verglich und, wie er selbst sagte, in Bezug auf meinen Namen u. s. w. genau übereinstimmend befand, entschloß er sich, uns weitere 100 Kronen vorzustrecken.

Indessen — obschon kein Beweis für die Identität der beiden Personen vorliegt, ebensowenig ist auch ein zwingender Grund vorhanden, die Identität in Abrede zu stellen und was diesen Theil der Oxforder Handschrift anbetrifft, so darf man ihn, ohne der Wahrscheinlichkeit Gewalt anzuthun, durch den Bericht des Fürsten getrost als bestätigt erachten.

Anders verhält es sich mit dem Königthum selbst des Saul Wahl, also mit dem Mittelpunkte der Streitfrage. Hier sprechen gewichtige innere Gründe dagegen. Falsch ist zunächst die Angabe der Handschrift, daß die Königswahl vom Reichstage auf einen bestimmten Tag festgesetzt zu werden pflegte, an dem durchaus eine giltige Wahl zu Stande gebracht werden mußte. Es war dies — auch J. Caro betont dies ausdrücklich — niemals der Fall. Dieser Umstand ist von entscheidender Bedeutung. Mit diesem Punkte steht und fällt die ganze Darstellung. Denn es bedarf keines Beweises, daß, wenn zu einer derartigen Nothwahl überhaupt keine gesetzliche Handhabe vorhanden war, eine solche auch weder in diesem, noch in irgend einem andern Falle vorgenommen werden konnte.

An einer inneren Unwahrscheinlichkeit leidet schließlich auch die Behauptung, daß der Rabbi Saul den Beinamen Wahl darum erhalten habe, weil er zum Könige gewählt worden sei. Die Handschrift fügt hinzu: „das nennt man auf Deutsch Wahl“ — und am Schlusse unseres Bruchstückes: „sie nannten ihn Saul Wahl, um anzudeuten, daß er zum Könige gewählt sei.“ Nun kann zwar der Personen-Name Wahl und die Thätigkeit des Wählens in einer deutschen Versammlung verwandte Begriffsvorstellungen erwecken, keinesfalls aber unter den Mitgliedern eines polnischen Reichstages von 1587, von denen die meisten außer ihrer Muttersprache zweifellos der lateinischen, sicherlich aber nur ein verschwindender Bruchtheil der deutschen Sprache mächtig war. Es ist also ganz undenkbar, daß der Name Wahl inmitten einer Vereinigung von Männern entstanden sein könnte, die weder für den Klang des Wortes ein Ohr, noch für dessen Zusammenhang mit dem Zwecke ihres Zusammenseins ein Verständniß hatten.

So schrumpft denn der thatsächliche Kern, den die Ueberlieferung mit ihren farbenreichen, aber regellos verworrenen Fäden umsponnen hat, mächtig zusammen. Aber welcher Vorgang liegt nun eigentlich der Erzählung zu Grunde? — Das ist eine Frage, die sich nur durch Vermuthungen und Wahrscheinlichkeits-Schlüsse beantworten läßt. Am plausibelsten erscheint die Annahme, daß es sich bei der Königswahl des Saul, den Radziwill nach Warschau mitgenommen hatte, um einen tollen Fastnachts- oder vielmehr Hundtagsscherz gehandelt hat, den sich eine ausgelassene, zu Uebermuth geneigte und vielleicht vom Pokuliren angeheiterte Schaar von Edelleuten mit dem geschäftsgewandten Manne erlaubt hat, wie dies der Stimmung jener Tage und dem Naturell des damaligen polnischen Adels entspricht. Der Vorfall kann sich aber nur innerhalb einer bestimmten engeren Begrenzung, vielleicht im Lager der Littauer, dem der Fürst Radziwill angehörte, zugetragen haben. Auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung hat sich dann die Mär mit allen dabei üblichen Uebertreibungen und Ausschmückungen bis zu dem Umfange einer regelrechten Königswahl ausgewachsen.

Allerdings findet es J. Caro, ohne diese Auffassung zu verwerfen noch wahrscheinlicher, Saul habe sich bei dem Fürsten Radziwill durch Gewandtheit und Klugheit dermaßen in Gunst zu setzen gewußt, daß dieser ihn zu gewissen Unterhandlungen in Sachen der Königswahl benutzte und daß sodann die unklaren Vorstellungen der jüdischen Darsteller aus der ihnen seltsamen und ungewohnten Ehre, die ihrem Glaubensgenossen widerfahren, eine Königswürde erdichtet haben. Im Allgemeinen aber dürfte man geneigt sein, der ersteren Erklärung den Vorzug zu geben, weil sich daraus das Wachsthum der Fabel in einem geraden und unmittelbaren Verhältniß herleiten läßt, wohingegen es bei der zweiten Annahme ohne einen gewaltsamen Sprung, nämlich vom Unterhändler zum König, nicht gut abgeht. Die eine Erklärung schließt übrigens die andere nicht aus. Im Gegentheil: Der Zwischenträger mußte für einen derartigen Scherz als eine ganz besonders geeignete Persönlichkeit erscheinen und konnte gerade durch diese seine Eigenschaft die Veranlassung dazu gegeben haben.

Auf keinen Fall liegt der fabelhaften Erzählung ein Vorgang zu Grunde, mit dem der Reichstag als solcher auch nur das geringste zu thun gehabt hat. Einer solchen Annahme widerspricht zu alledem, was bereits dagegen gesagt worden ist, die folgende Erwägung. Saul Wahl mochte wohl in dem engeren Kreise eines Fürsten Radziwill Ehren und Ansehen genossen haben, aber unmöglich in nennenswerther Weise darüber hinaus bekannt gewesen sein. Es konnte dies um so weniger der Fall sein, als selbst im günstigsten Falle, d. h. wenn man der Erzählung von der Begegnung des Fürsten mit dem Vater Sauls in Italien und den daran geknüpften Folgen unbedingten Glauben beimißt, seit jener Begegnung (März 1584) und der Königswahl (August 1587) erst drei Jahre verflossen waren.

Etwas endgiltig Sicheres läßt sich über die Sache nach dem heutigen Stande der Dinge nicht sagen. Wie weit aber die Gerüchte im Laufe der Zeit über den Ort der Handlung hinaus gedrungen waren, geht daraus hervor, daß, wie verschiedentlich versichert wird, in Deutschland früher die Redensart sprichwörtlich gewesen sein soll: „Das wird nicht länger dauern, als Saul Wahls Königreich.“

---

*) J. Caro: „Das Interregnum Polens i. J. 1587.“

**) Bei Caro steht wiederholt: „bekannt;“ es muß aber, entsprechend dem „fatebatur“ und „dicebat“ offenbar „bekannte“ heißen. Caro hat nach eignem Geständniß nur die deutsche Ausgabe von Borkau, nicht aber die Braunsberger lateinische Ausgabe von Thomas Treter gesehen.

***) Der Fürst schreibt selbst in diesem Briefe ausdrücklich: „Hanc quartam ad te jam ex ipsa domo scribo epistolam.“ In diesen Worten liegt eine Bestätigung der Vermuthung, daß der Fürst den Brief sofort nach seiner Rückkehr geschrieben hat. Denn anders hätte die Bemerkung: „ich schreibe diesen Brief schon von Hause“, gar keinen Sinn.

Verantwortl. Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.